

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

236 (12.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Ein Unglückswurm

„Der arme Herr Meisesahl!“
„Warum denn? Der verdient doch ganz hübsch. Der is doch gar nich so arm, he?“
„Der arme Herr Meisesahl, der arweid sich noch dob.“
„Warum denn? Der is doch Beamdr. Warum soll der sich denn dob arweidn?“
„Na, der is doch so gurschichd. Der kann doch gaum ausan.“
„Gaus dal So, der is also gurschichd? Ach, da meinen Sie nun wohl, der schreind seine Kuchn so bei der Schreitarweid an?“
„Nee, nich bich, überbaubd und so.“
„Na, das misste mir arschd mal genauer erklar. Wieso überbaubd und so? Das vrschichd ich awer nicht. Da muh doch was drhinder schdegn!“
„Da will ichs Ihnen mal ganz genau erklar. Sehnle, wenn einer gurschichd is, dann siehd er ihm bloh gurs. Weid siehd der da ihm nich. Das is nu mal nich zu andrn, nich wahr?“
„Ja, da gannie rechd ham.“
„Nu siehd der arme Herr Meisesahl doch in einem Buro mid seinem Schaffe zwammen, nich wahr?“
„Ja ja, und was weid?“
„Der Schaff, der siehd awer doch nich gurs, der siehd weid von Meisesahl.“
„Sehd gedmtr 'ne Laderne auf.“
„Und weid der nu weid siehd, und weid doch der Meisesahl nu bloh gurs siehd, da siehd der ihm seinen Schaff nich.“
„Das is doch ganz klar.“
„Na siehd! Und deshalb, da weid doch der nie, ob ihn der Schaff nu beobachd dud oder nich. Nich wahr?“
„Das sehded mir vollgommn ein.“
„Schnie! Und deshalb muh der arme Herr Meisesahl nun in enner Durh arweidn und arweidn! Weid doch nie wissen gann, ob der Schaff gausd, oder ob der Schaff nich gausd! Un deshalb arweid sich der noch dob!“
„Ja, da hamie rechd; der gann ein' awer sehd dun!“
Kurt Meisesahl.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

„Vorunteruchung“. Schauspiel in 5 Akten von Max Asberg und Otto Ernst Belle.

Mitten in ein Problem unserer an Problemen nicht eben armen Zeit reist uns dieses Stück hinein. Justizkritik! Wer hätte davon nicht schon gehört und gelesen. Das die Rechtsprechung, dieser Grundpfeiler des Staates, nicht mehr richtig gehandhabt werde, ist ein alter Vorwurf. Die sozialdemokratische Presse zog, solange sie existiert, gegen die „Klassenjustiz“ zu Felde. Mit diesem Ausdruck meinte man einerseits die Verhältnismäßigkeit der Richter für die Bedingtheit der Straftaten durch das soziale Milieu, andererseits die innere Abhängigkeit der Richtenden von der herrschenden Gewalt und ihrem feudal-reaktionären Küngele. Wir kennen aus dem Mittelalter die Sozialdemokratie den Kastenkontinuum von gemeinen Rechtsbeugungen und Schandurteilen, wir erinnern uns an die Hochrit der Kaiserlichbeleidigungsprozesse unter der glorreichen Regierung Wilhelms des Einblühlichen, wo sich die Justiz zum Handlanger des Absolutismus machte. Der arme Teufel war der Leidtragende.

Was es damals wesentlich das geistigste Profetariat, das gegen die Justiz wettete, so sind es heute Stimmen aus allen Parteien, die ein Darf finden in der Suppe der Rechtsprechung. Die Rechtsparteien verhehlen ihr Mißtrauen gegen übliche Richter keineswegs und setzen über auf alimpfliche Behandlung von Rechtsdenkern. Die Linksparteien lehnen sich gegen Patentrichter auf und betlagen das Verlagen der Justiz gegen politische Rom-

dos. Das geht unaufhörlich hinüber und herüber. Dazu kommen noch die zahlreichen Einselnen, die mit den Gerichten in Konflikt kamen und natürlich finden, daß ihnen unrecht geschah. Wer will sich der Entscheidung verweisen, ob die Klagen und Beschwerden begründet sind? Ebenfalls ist der Reize kaum dazu imstande. Es trifft zu, was Asberg im Stück sagt, daß es „eine Objektivität im idealen Sinne“ überhaupt nicht gibt.

Nun ist Asberg freilich kein Räte, sondern ein gelehrter Jurist. Man darf also schon annehmen, was er am Strafprozeß zu bemängeln hat. Er schildert einen Untersuchungsrichter, der so sehr in seinen einmal gefassten Verdacht verannt ist, daß er einfach die für den Angeklagten günstigen Momente nicht sehen will. Er will die Anklage nicht loslassen; seine Amtsbeurteilung verlangt das von ihm. Ihn ärgert alles, was das lustige Gebilde seiner Schlussfolgerungen ins Wanken bringen könnte. Bis über die Ohren in seine Konstruktion verliert, wird er blind für das Widersprechende; statt und für schreit er auf dem eingeschlagenen Weg weiter und ist nahe daran, einen völlig Unschuldigen ans Messer zu liefern. Ein Zufall rettet schließlich den Angeklagten, ein Umstand, den der Untersuchungsrichter in seinem blinden Eifer übersehen hat. Das sind gewisse schlimme Dinge, wenn es in der Rechtsprechung so aussieht, und hiermit hat der Verfasser alle Zuschauer auf seiner Seite. Das Problem der Strafprozeßreform beweist alle Herzen, und damit dient dieses gebaltvolle Tendenzstück einem edlichen Zweck.

Somit zur Sache. Nun aber zum Theaterstück, zur Fünfte. Ich en Mache! Asberg will die Reformbedürftigkeit des Strafprozesses an einem Fall darun, den er zu diesem Zweck eigens konstruiert hat. Diese Konstruktion ist nun nicht überall ganz gelungen. An manchen Stellen des Stückes ist die Gestaltung durchwegs lobenswerten Stiles bezeichnend, das dem Zuschauer ein Bild des Angeklagten, das den Juristen auf die falsche Bahn führt. Dieser Student Berni verwickelt sich in Widersprüche mit der Akte des „aroken Unbekannten“ und der Schlüssel. Berni sagt sogar seinen Verteidiger an. Wer nun uns würde nicht ähnlich folgen wie der Landgerichtsrat, wenn er an dessen Stelle stünde? Hier ist der Fehler Bioneris wirklich menschlich verständlich, und darum geht der Angriff auf die Justiz hier zu einem gewissen Teil fehl. Der Untersuchungsrichter ist auch nur ein Mensch, und wenn der Angeklagte ihn bewußt irrt führt, wer will ihn tadeln?

Ein anderer wunder Punkt der Konstruktion des Autors liegt darin, daß die Untersuchungsbehörde wochenlang ohne Kenntnis des wichtigen Umstandes geblieben ist, daß die Kadisch kurz vor ihrer Ermordung eine Summe von 8000 M durch die Post ausgesandt bekam. Das ist praktisch so gut wie unmöglich. Die Kriminalpolizei hätte das am selben Tag noch ermittelt. Auch hier verläßt also Asbergs Anwalt nicht, und es bleibt von der Kritik Frische der ersten Aufführung. Den Landgerichtsrat spielte Paul Kuback Schultze mit vornehmer Verbaltenheit und gesammelter Kraft. Die Gestalt war absolut lebensnah und wirkte unmittelbar überzeugend. Mit der Besorgnis und vernachlässigten Mutter Marie Frauendorfer allerhand Hintergründe auf, die ebenfalls dem Leben entstammen. Die vorhandene Jugend fand in den Damen Bertram und Seiling, Luise und Ernst eine vorzügliche Verkörperung. Fr. Seiling zeichnet sich durch eine mobile, sinnigere Sprechweise aus, und Herr Ernst wirkte erquickend, besonders in der Szene, wo er seine Frau und Verweigerung aus sich herauschleudert. In der Waise hätte er wochenlang eine Untersuchungsbefehl besser andeuten sollen. Weiterwerte künstlerischer Charakterisierung lieferten Marie Genter

Die von Ulrich v. d. Trend wirkliche inszenierte Vorstellung zeigte von einigen Textunfertigkeiten abgesehen noch fast die ganze Frische der ersten Aufführung. Den Landgerichtsrat spielte Paul Kuback Schultze mit vornehmer Verbaltenheit und gesammelter Kraft. Die Gestalt war absolut lebensnah und wirkte unmittelbar überzeugend. Mit der Besorgnis und vernachlässigten Mutter Marie Frauendorfer allerhand Hintergründe auf, die ebenfalls dem Leben entstammen. Die vorhandene Jugend fand in den Damen Bertram und Seiling, Luise und Ernst eine vorzügliche Verkörperung. Fr. Seiling zeichnet sich durch eine mobile, sinnigere Sprechweise aus, und Herr Ernst wirkte erquickend, besonders in der Szene, wo er seine Frau und Verweigerung aus sich herauschleudert. In der Waise hätte er wochenlang eine Untersuchungsbefehl besser andeuten sollen. Weiterwerte künstlerischer Charakterisierung lieferten Marie Genter

mit der herben Aufwartefrau, Kioebie mit dem entzündend schmerzhaften Kabarettkünstler, Brand mit seinem schuldbehafteten und daher ehrenpfindlichen Portier, und nicht zuletzt Baul mit dem fauler ausgearbeiteten Grubler und Halbwiner Scherr. Das Publikum folgte der Dandlung mit stillschweigender und spendete reichen Beifall.

Vortrag

Das Stahlzeitalter in der Kunst

Die Direktion der Badischen Kunsthalle, Karlsruhe, lud in diesen Tagen zu einem Vortrag des Direktors der Mannheimer Kunsthalle, Dr. Hartlaub, ein. Unter der lebendigen Ausdrucksweise des kristallklaren Aufbaus und rhythmischen Schwung Hartlaubs eröffneten sich den Zuhörern ganz neue Ausblicke in allgemeine Welt und spezielle Kunstgeschichte unter gegenwärtigen Zeit. Vom Sieges der Technik, der Vorherrschhaft moderner Intellektuell wird das 19. Jahrhundert und noch viel mehr das 20. Jahrhundert beeinflusst und bestimmt. Der Mensch entfernt sich von der Natur und stellt für die körperliche Funktion seiner Arbeit, seiner Vernunft, gegenüber. Wir empfinden beim Anblick der Architektur der letzten Jahrzehnten Anlauf und Unbehagen, bedauern den Mangel handwerklicher Reize, das Fehlen jeglichen Ornaments. Der moderne Künstler verzichtet bemüht auf jedes Zeichen erhabener Schönheitsbegriffe, früherer Idealvorstellungen — er will keine Erhöhung durch die Kunst. Er kann sogar vielfach der Perspektive entbehren. Ihm geht es um Anderes, vielleich Tieferes — wer vermöchte abzuweichen, zu werden?

In Hand von interessanten Lichtbildern suchte Dr. Hartlaub seine einleitenden Worte zuerst auf dem Gebiete der angewandten Kunst, der Architektur, dann auf dem der bildenden, eindringlicher zu beleuchten. Er zeigte die Gegenüberstellung: Windmühle — moderner Kratmer, altes Stadtbild von Frankfurt a. M. — moderner Stadplan von Le Corbusier. Hier Anlehnung an die Natur, natürliche Entwicklung und Verbundenheit von Mensch und Erde, Stein, Weichheit, dort kühle menschliche Berechnung. Durch das Ingenium, alle Abstraktion im letzten Sinn. Und doch wieder finden sich auch im Stahlzeitalter — wie Hartlaub die gegenwärtige Zeit genannt hat — Anklänge wiederum zu einem „Zurück zur Natur“. Man baut die Häuser dem Licht, der Sonne zu, ins Grüne um. Wir heutigen Menschen schließen uns nicht aus, sondern an, empfinden nicht individuell, sondern kollektiv, bauen unsere Häuser nicht wie früher der stolze Bürger oder Adelige in absehbarer Ferner, überladenen Prunk, sondern in Reihenbauern, Raubloos in gemeinsamen Raubzelleit und laubender, peiniglicher Ordnung.

Genau eindringlich wie die Architektur spricht auch die bildende Kunst in ihren ausführenden Organen von einer schicksalhaften Umorientierung. Zum Schluss ging Hartlaub aus dem Rahmen einer Kunstbetrachtung heraus und fand in Ablehnung des Romantischen die schöne warme Worte des Verständnisses für die Gegenwart, indem er unsere chaotische Zeit nur als Uebergang zu neuen, anderen Wertungen bezeichnete und damit einen bejahenden, hoffnungsvollen Abschluss und Antrieb gab.

Allerlei

Das größte Museum der Welt. Das englische naturwissenschaftliche Museum hat vor einigen Tagen sein hundertjähriges Bestehen gefeiert. Das Museum gilt als das größte der Welt. Eine Besonderheit, die sich nirgendwo sonst finden dürfte, ist es, daß der Zutritt für Hausiere nicht etwa aus ihren Formen auf die Sommerzeit beschränkt ist, sondern das ganze Jahr über. Die Sommerzeit ist unterteilt in vier Jahreszeiten, die jeweils eine bestimmte Anzahl von Tieren umfassen. Die Sommerzeit ist die längste und die Winterzeit die kürzeste. Die Sommerzeit ist die längste und die Winterzeit die kürzeste. Die Sommerzeit ist die längste und die Winterzeit die kürzeste.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

14 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Die Motore laufen, steppen, laufen von neuem. Brandt und seine Gefährten hören auf das Singen der Motore, und ihre Ohren würden den leisesten Misten heraushören.

„Start, lechs Uhr!“ erklärte endlich Brandt.
Das Auto legt in die Vothschaft zurück. Auf den Straßen krüllt die Menge immer noch wie beissen, wenn sie die Befehle des „Helios“ erpähnen kann.

Zu letzter Ausprache sitzen die drei Blieger mit Brionne um den verpöhteten Eitlich. Zwischen dem Porzellan leuchten die Rosen, die die Gemahlin des amerikanischen Präsidenten geschickt hat. Brandt ist wortlos. Er sieht in die rote und gelbe Rollenpracht, denkt an Frankreich, Rom—Belgrad—Paris! Das verbängnisvolle Dreieck. Eigentlich ist es schon ein Zweikampf geworden. Wer redet noch von Tirana? Kann von Belgrad! Die Frage heißt jetzt: Capponi oder Saint Brice. Aber zwischen beiden erhebt sich eine drohende Wand: Leon Brandt. Start, zu keinem Kompromiß geneigt.

Nach dem Essen hat Brandt zu schreiben. Fünf chiffrierte Depeschen, seitenlang, alle gleichlautend. Keine Regierung der Welt kennt den Schlüssel, der den Text sichert. Sie tragen als Anschriften Privatadressen in Paris, London, Berlin, Warschau und Mailand. Caroque und Froussant helfen beim Schreiben und Chiffrieren. Um vier Uhr geht Caroque durch einen Nebenausgang der Vothschaft, fährt im Auto zum Flughafen und übergibt Dandring die fünf Telegramme, die nach Europa gefadelt werden sollen. Es ist besser, wenn sie unauffällig in Neuwort zur Post gegeben werden. Fünf Minuten später segelt Dandring durch die Lüfte nach Neuwort.

Frankreich Außenminister, der heimliche Privatbesessen von Elenkänge, seltsam geschäftlich, übers Meer labelt?
Was halb sechs will die Befehle noch ruhen. Kraft aufspeichern für dreißig lange Stunden.

Was liegt Brandt auf dem Kubebett. Anaußhalb kressen seine Gedanken. Warum gingen ausgerechnet in der Nacht zum 21. August die Schiffe in Albanien los? Und daß just in diesen Tagen die italienischen Kriegsschiffe dort manövierten! Abgefartetes Spiel? Zufall? Hatte man etwa die Gelegenheit benutzt, wo Leon Brandt weit weg von Europa war? Wo blieb die Weisheit von Genf? Wird Capponi doch noch die Genf freisprechen? — Fragen ohne Antwort. Nur eins war sicher: Capponi freich die Genf nicht! Nicht ums Verrecken würde er freisprechen. Denn Käsusa war verlorene Schlacht. Und ein Diktator erhebt sich am Leben nur durch grobe und kleine Erfolge. Die Diktatur muß ihre Vorsätze immer auf neue beweisen. Ein selbstherrlicher Staatsefel kann sich keinen Koaranten Mißvertrauen leisten, sonst führt der Glaube der Nation an seine Unfehlbarkeit Rein, Capponi freicht nicht. Auch einer, der

liehend fällt, kämpfend. Wie der Pariser Seigneuer. Und er, Leon Brandt — er würde friedlich im Bett sterben...? Unwillkürlich fährt sein Oberkörper vom Kubebett hoch. Die Hände hoben drohend in die Luft...

Brionne steht in der Türe, um seinen Gast zu wecken. „Es ist halb sechs, lieber Freund...“

Um sechs Uhr startet der „Helios“ ohne Schwierigkeit. Brandt nimmt er seinen Kurs nach Nordosten.

Fünfhundert Amerikaner toben vor Begeisterung. Minutenlang dröhnt der Flugplatz. Der Jubel gilt nicht nur den tapferen Fliegern, er gilt plötzlich in erster Linie dem Mann, der einen am Abgrund taumelnden Erdteil zum Leben zurücktreiben will.

Der „Helios“ flüht dem Meer und der Nacht entgegen: Europa!

In Genf war das Karrenhaus zusammengebrochen. Herr Capponi hatte die Warnung der Kaiserin mit lauchenden Flugzeugen beantwortet, die unterwegs waren nach Albanien.

Jetzt begann das Laufen, die Unschicklichkeit. Bisber hatten die Kaiserin ihre Marschkolonnen in den Mägen gehabt. Der kriegerische Herr Capponi veränderte die Situation gründlich!

Der Franzose, der Deutsche, der Pole, Engländer und Rumäne — alle, alle hängten sich an die Telephonleitungen und holten von ihren Regierungen neue Befehle ein. Denn sie waren Agenten, nicht sowenig Richter.

Um die Mittagsstunde versammelten sie sich endlich wieder. Die Stimmung war gedrückt. Der Franzose forderte Sanktionen gegen Italien; gegen Belgrad und Tirana waren sie schon nach beständigem Kampf am Vormittag beschloffen worden, falls dort der Geboriam verweigert werden sollte.

Jetzt sollte ein Staat gepakt werden, der nicht zur Völkerrafamilie gehörte. War das überhaupt zulässig? Der Deutsche sagte plötzlich grobe Zurückhaltung. Zunächst — so führte er aus — sei ein Vorgehen gegen Italien kaum zu rechtfertigen, da es den Genfer Statuten nicht unterstehe. Mißtrauisch blickten die Herren auf, besonders der Franzose sah den Deutschen schiel von der Seite an. Die Verhandlungen drehten sich im Kreise. Da wurde dem Franzosen eine Depesche gebracht. Alle sahen erwartungsvoll.

Ohne aufzubliden, erhebt sich der Franzose und verkündet: „Die Lage hat leider eine stärkere Wendung genommen. Meine Regierung ist sich zu ihrem aufrichtigen Bedauern in die harte Notwendigkeit versetzt, von Italien eine hündige Erklärung zu fordern, die bis morgen drei Uhr nachmittags betreflet ist...“

Dem Engländer fiel vor Bestürzung das Einmal aus dem Auge. Der Deutsche vergaß weiterzurauchen. Der Spanier verkaute einen gelinden Fluch zwischen den Zähnen. Andre blickten in peiniglicher Befremdung oder in jäher Erleuchtung auf. Jetzt sollte nur noch, daß etwa der Deutsche aus blauem Himmel ein Ultimatum an Polen stellte oder Ungarn an Rumänien, dann wäre ja der Kreis so ziemlich geschlossen gewesen, nicht wahr?

Der Fall wurde hoffnungslos. Das Wort „Sanktion“ war plötzlich am Ratstisch wie fortgeblasen. Wer wollte gegen wen Sanktionen erlassen? Jetzt hätte man ja schon gegen halb Europa

Sanktionen androhen müssen! Trend etwas stimmte da nicht in den Genfer Statuten...?

Der Duce sprengte um die gleiche Mittagsstunde auf galoppierendem Rappen über das militärische Flugfeld nahe bei Rom. Sechzig Flugzeuge standen in Parade. Sie bildeten die gesamte Staffel, die den bereits vor drei Stunden abgefliegenen vierzig Maschinen nachfolgen sollte.

„Hochgeredete Arme empfangen den Duce zum Frischstengraß. In den Stetzbildern hob sich Roms Herr, die Rechte zum Dank und Gegenruß ausgebreitet. Wie ein moderner Colosseus ragte er über dem glänzenden Rücken des Rappens auf.“

„Kameraden! Italiener! — Ich habe euch ausgerufen, meinen Willen sichtbar über die Adria zu tragen! Einer eurer Kameraden, der zu friedlichem Flug über Nordalbanien flog, ist schändlich von Angeln süßlamischer Soldaten zum Vefall gefallen! Ihr wiht, daß Italienerblut, zu Unrecht vergossen, mir den Nachtschlaf raubt! Ich habe in Belgrad Redenshaft geordert. Ich schide euch in das befreundete Albanien, nicht um Krieg zu führen, sondern um ande vor dem Krieg zu warnen. Wie erliegen nicht der Versuchung wilder Abenteuer. Aber wir sind unerbittlich, wenn jemand waagen sollte, unsere Unabhängigkeit zu beschneiden und unsere Zukunft Grenzen zu setzen! Wer das in Europa noch nicht begriffen hat, befindet sich in gefährlicher Unkenntnis! Nachbarrichter, Reid veralt an unseren gepanzerten Herzen ab. Aber wer sich erlaubt, drohend gegen uns auch nur einen Finger zu erheben, wird erfahren, daß ganz Italien wie ein Vesuv ausbrechen kann, dessen Feuerströme sich in die Richtung erziehen, wie meine hochgeschickte Faust sie weist! Kameraden! Italien erhebt seine bedrohlichen Flieger!“

„Evviva il Duce!“ brandete es von den paradiesischen Flugzeugen zurück.

Beim Minuten später folgten Capponis Augen den sechsundzwanzigsten, die wie Bogenschwärme geordnet, für Sekunden die Sonne am Himmel verfluchteten.

Das Auto des Duce fuhr zum Palazzo Venezia zurück. Hier flüchtete es sich, daß der Vothschafter Rimbot gerade das Portal durchschritt. Unvermeidlich mußte er Capponi begegnen.

„Sie wollen zu mir, Herr Vothschafter?“ begrüßte ihn freundlich der Duce. „Wenn Ihnen das Tempo, mit dem ich Treppen zu steigen pflege, nicht zu rasch ist, begleiten Sie mich bitte.“ Er lächelte lebenswichtig.

Rimbot war gestesgegenwärtig. „Frankreichs Vothschafter ist ja jung wie sein Lamb, Ezzelellis“, lächelte er artig zurück. „Unser Herrschaft erlaubt uns, drei Stufen auf einmal zu nehmen, wenn es nottut.“

Der Duce verstand das Symbol und zwirbelte die Reiterstiefel links zwischen zwei Stiegen. Auf dem obersten Treppenschritt blieb er stehen.

„Sind Ihre Bemühungen in Belgrad erfolgreich gewesen?“ fragte er lächlich.

(Fortsetzung folgt.)